

(Nachdruck verboten.)

24]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

„Kann ich das wissen, Steuermann?“ Nejer drehte das Rad heftig um. „Sie ist lustig, die verdammte Gretel!“ Der Steuermann blieb nachdenklich beim Heck stehen, bis eine neue Hagelbö ihn unter Deck trieb.

Für Nejer dagegen kam der Hagelschauer gerade recht. Während die Eisnadeln sich ihm in die Wangen und in die entzündeten Augenlider gleichsam hineinbohrten, tobte in seinem Innern ein nicht viel milderer Unwetter.

Warum fragte ihn der Steuermann? Was hatte der Steuermann um sie herumzuspionieren?

So . . . er wollte seine Verhältnisse ordnen . . . abzucken und knidern . . . So . . . so!

Das war eine Empfindung, die er bisher noch nicht gekannt hatte! Er wurde ihm ein bißchen heiß, der Tanz!

Er sah sie vor sich . . . mit dem goldschneidigen Haar, so schön und prächtig. . . Und der Ausdruck, mit dem sie von ihm Abschied genommen. . .

Einen Seemann? Nein, so etwas mochte sie nicht! Lachte er höhnisch. Aber die Arme! Einem hübschen Steuermann, der gewinnt, wo er immer sich zeigen mag, dem wird sie wohl auch nicht widerstehen können!

Ein Mann für sie? Dazu gehört etwas, mein lieber Lind . . . Also so steht's mit Dir!

Es war eine schwere Sturzsee, die Nejer auf dieser Wache über den Kopf bekommen . . . Eine Entdeckung, um so gewichtiger, da sein Blick eigentlich ebenso wenig tief in sie eindrang als in die Nacht. So unklar wie das Meer draußen standen vor ihm seine eignen Gefühle und die Gesinnungen Sara Rørdams. Nur eines sah er: daß der Steuermann ein Auge auf sie geworfen.

Nejer begann nun nach dem Steuermann scharf Ausguck zu halten. Derselbe blieb wahrhaftig sich selbst gar nicht mehr! Die Leute hörten von ihm kein angenehmes Wort mehr . . . Und sonst war er es, der mit seiner Lustigkeit alles aufzufrischen pflegte, wenn es schief stand; er wollte, daß die Arbeit von statten gehe wie ein Tanz. Darum konnte er mit der Mannschaft auch machen, was er wollte, sie um den Finger wickeln wie ein Seidenband! Fein und flott, immer, an Bord und zu Land, wie geboren fürs Kommandobrett! — Darauf verstand sich Nejer.

Richtig, der Steuermann verließ in Cardiff nicht das Schiff, — sonst pflegte er der Letzte zu sein, welcher Lustbarkeiten verschmähte!

Noch mehr bestärkt wurde Nejers Verdacht an einem der letzten Tage in Cardiff, als der Unterstewermann die Post vom Konsulate brachte und darunter ein Brief für Nejer war.

„Höre, Fuhl,“ sagte der Steuermann Lind abends, als sie mit dem Vörschen der Ladung fertig geworden, „ich habe mich auf dem Land mit extrafeinem Rauchtobak versehen . . . ein halbes Pfund davon ist für Dich aufgehoben; das wird auf der Reise hinab uns zu gute kommen!“

„Vielen Dank, Steuermann!“

„Du bestaunst heute einen Brief? Jäh sah „Frederiksvärn“ auf das Couvert geschrieben. Wohl von einem der Kameraden? Gibt es etwas Neues? Verlobt man sich flott?“

„Oho!“ dachte Nejer.

„Nein, der Brief war von daheim . . . an die Reederei geschickt.“

„Ah so! Aber es ist wohl möglich, daß Dir jemand von den Kameraden in Frederiksvärn einmal schreibt?“

„Kann sein!“

„Du mußt mir's erzählen, wenn Du etwas Neues hörst, — was immer es sei! Man langweilt sich auf der Reise . . . und ich bin dort geboren, darum macht es mir Vergnügen.“

Sie hatten Dungenes und die Südwestspitze von England hinter sich und strebten nun schon die dritte Woche mit einer Ladung Stückgut, die nach Kapstadt und Port Elisabeth bestimmt war, mit allen Segeln, die ziehen konnten, — die

Kojenkleider und die zum Trocknen aufgehängte Wäsche eingerechnet, — nach dem Süden. Sie liefen neun Knoten bei stetig klarem Himmel, stetig zunehmender Hitze und — wie die Mittagssonne bewies — stetig verminderter Breite.

Nach und nach erschien ein Stück Sonnensegel achterwärts und dann ein Stück vorn.

Auf dem Deck spazierten die Hühner umher und scharften in den Hohlspänen des Zimmermanns, während dieser arbeitete. Hund und Katze hatten allen Krieg eingestellt; sie mochten nicht mehr in dieser Hitze. Er lag mit der Schnauze zwischen den Pfoten in dem Stümpfchen Schatten des Großmastes, sie streckte sich und guckte nach den Hühnern. Unter der Deck flüchte man Schuhe und Stiefel oder schneiderte.

Überall gab es Werkstätten. Bootsmann Jakobsen, der nun von der Hitze auch genug bekommen, hatte sich bei der Anfertigung zweier prächtiger, neuer Blocksteerte unter einem besonderen kleinen Zelte beim Vordermast bequem gemacht.

Der Göttheborger befand sich achterwärts; er war ein Tausendkünstler und hatte nur zur Aufgabe, die Brust des Steuermanns Lind zu tätowieren. Ein Anker, lautete der Befehl; als es aber dazu kam, verlangte der Steuermann ein Ankertau nach eigener Zeichnung, das aussah wie ein großes S.

„Einer Ankertrosse gleich es nicht!“ spöttelte der Göttheborger vorn in den Bart.

Nejer stand in Grübeleien versunken im Lee. „Ein Ankertau wie ein S! Hahaha!“ Er fand es hier fürchterlich heiß!

Der Wind war so gut wie ganz erloschen, so daß die Schooten und Tauen schlaff herab hingen und die Blöcke klapperten.

Man befand sich nun ungefähr unter der Linie; es war tagsüber bis Sonnenuntergang ungewöhnlich dunstig und schwül gewesen.

Nun ballte sich in der Ferne etwas wie Wolken zusammen . . . diese zeigten immer schärfere Goldränder. Nun war's im Westen nicht mehr Dunst, sondern hastig fliehende Wölkchen, die einen dunkleren Farbenton annahmen . . . mit da und dort ausblühendem Schimmer.

Der Kapitän und der erste Steuermann, die mit einander auf dem Heckbalken standen und Beratung pflogen, erkannten auch gleich, was das bedeutete. Es kam eines der rasch vorübergehenden, orkanartigen Gewitter, welche in diesen Breiten nicht selten sind.

Da war kein Augenblick zu verlieren; es galt, das Barkschiff allen Luches zu entkleiden, Leeseegel, Obersegel, Sonnensegel und alles, was man Segel nennen konnte, zu bergen, bis das Fahrzeug nur vor den Stümpfen dalag.

Vor der Hütte brüllte das Sprachrohr, der Wind begann mit allerlei schneidenden Tönen zu pfeifen, während die Abendsonne im Niedergange unter den himjagenden Wolken gliehte und flammte und wie aus langen dunkelroten Blutgäßen über die Wogenspitzen, welche rabenschwarze Schatten warfen, hindrohte.

Das Fahrzeug, welches mit lebendigen Segeln in den Wind gedreht war, tauchte schon hier und da die Nase in die Deiningen und bekam manchen Schaumspitzer im Lub.

Die Sonne sank hinab und ließ eine tiefrote Glut unter der Wolkenbank zurück, und im nächsten Moment war das Schiff mit peitschenden und schlagenden Segeln in wilde Finsternis gehüllt, in welcher Blitze aufzuckten, sich jagten und ihre Zickzacklinien kreuzten, — zwanzig bis dreißig in der Minute, und der Himmelsgott fuhr mit krachenden Wagen über sie hin und der Sturm schrie und gellte im Lawert.

Die Leesegelepielen waren eingeschoben, die Bram- und Loppsegel geborgen, die Untersegel aufgegeit, wobei die Tauen sich raschelnd und heulend in ihren Blöcken und Tassen überholten. Die Besan ward ausgegeben und nun ging es an die Marsraaen — „reff dicht!“ Keine Hand blieb müßig!

„Marsbulienen los . . . Marsbrassen im Lub hol ein . . . Marssegel laß fallen!“

Die Mannschaft enterte im Dunkeln über die große Marsraae; da schlug das Segel aber plötzlich bad, — das Fahrzeug war zu stark in den Wind gejagt — es fiug eine

Eule.) Das Segel krachte und schlug den Leuten mit der Kraft eines halben Orkans um die Ohren, bis es sich selbst reißte, indem es sich in Stümpfe und Fetzen zerriß und zerpreitschle.

Ein paar Leute wurden umgeworfen, erhielten sich aber noch oben. Einer fand sich selbst unten in den Webelainen. Das Fahrzeug drängte stark über . . . Es schien kein Unglück geschehen zu sein. Der Regen strömte nun herab; die Arbeit ging weiter; man mußte wenden.

Erst später, als man ihn bei den Vorbrassen vernahmte, fragte man um den Untersteuermann Nilsen. Man fand ihn nirgends, und ohgleich niemand das Wort als erster aussprechen wollte, so war doch jeder im Innern überzeugt, daß derselbe über Bord gegangen. Als der Steward ihn zum letztenmale sah, wollte er eben das Rodbindsel anlegen, — es war dies der Moment, in welchem das Segel bad schlug, der Steward selbst von der Naue purzelte und mit den Händen in der Peturleine hängen blieb . . .

Um Mitternacht war der eigentliche Sturm vorbei; jedoch die Nacht blieb stockfinster und der Regen rieselte bis um vier Uhr morgens herab, während der „Alert“ vor dem Winde trieb.

Als die Sonne goldklar und strahlend am Himmel emporstieg, war das Schiff schon viele Meilen von dem Grab des Untersteuermanns entfernt.

Seine Pfeife fand sich unter der Bank vor dem Kajüten-roof neben dem offenen Tabaksbeutel; seine Pantoffeln standen unten bei der Kajütentreppe und in seinem Ver Schlag, wo seine Kleider und sein Strohhut noch so dalagen, als ob er sie gerade verlassen, hing seine Uhr neben der Kojee und tickte.

Die letzte Einzelheit erzählte der Steward vorn auf der Back und sie versenkte den Zimmermann in tiefe Grübeleien . . . „So lang die Uhr geht, ist noch Leben in ihm!“ murmelte er und schüttelte leise das Haupt . . . Und es erleichterte förmlich die Stimmung der Mannschaft, als später gemeldet ward, die Uhr sei um halb neun stehen geblieben . . .

Nach und nach bekam der Alert wieder den alten Ueberzug von Segeltuch, — jeder Quadratsfuß Windfang wurde ausgenüßt und die Fahrt wurde wochenlang über den sachte wogenden, unendlichen, blauen Meerespiegel fortgesetzt, ohne daß man ein Segel geändert oder eine Brasse berührt hätte. Morgenfrische zur Zeit des herrlichen, glutstrahlenden Sonnenaufgangs, zunehmende Hitze während des Tags, bis der Sonnenuntergang Erleichterung brachte und der Himmel plötzlich als hochgewölbte schwarze Kuppel mit großen, glanzvollen Sternen, dem Argo, dem Oktanten, dem Eridanus und dem Walfisch, sowie dem immer näher auftauchenden blitzenden südlichen Kreuze ihnen zu Häupten stand.

Ein paar Tage waren verlossen, ohne daß in Betreff des Untersteuermanns eine andre Bestimmung getroffen worden, als daß Lind Rejer beauftragt hatte, des Toten Posten in der Steuerbordwache zu übernehmen und die Nachthauslampen und die Laternen in Ordnung zu halten. In der Kajüte aber waren über die Sache schon Erwägungen gepflogen worden.

Kapitän Berentzen war ein ordentlicher, stiller, korrekter Mann von einem so winkelrechten und rechnungsmäßig genauen Wesen, daß es ihn für jede persönliche Annäherung, jedes andere Gefühl als für die fast übernatürliche Achtung, welche die Mannschaft ihm zollte, nahezu unzugänglich machte. Seinem vorsichtigen, menschen scheuen Charakter war es eigen, vor allem, was ungewöhnlich erschien, eine gewisse Furcht, eine nervöse Angst zu empfinden. Und Rejers hochmütige Nase, sein Ausseher waren an einem einfachen Matrosen nicht korrekt . . . das ganze Auftreten war um zwei, drei Töne zu hoch gestimmt.

Linds Vorschlag, Rejer als Untersteuermann anzustellen, stieß daher auf unerwartet zähen Widerstand, auf Verzögerung, auf viele Bedenken, aber auf nicht einen wirklichen Gegen Grund, außer — wie Steuermann Lind in seiner flotten Manier die Sache präcierte — auf die große Nase.

Der erste Steuermann war eigentlich das einzige Bindglied zwischen dem Kapitän und der Mannschaft. Mit seiner Gabe, der Befahrung Respekt einzulösen und zugleich sich

*) Wenn das am Winde (das heißt sechs Striche von der Richtung, woher der Wind kommt) segelnde Schiff den Wind plötzlich von vorn oder von der andren Seite bekommt, so legen sich die Vorsegel an den Mast (schlagen bad) und das Schiff bewegt sich rückwärts. Wenn ein Schiff so sehr in die Windrichtung gedreht wird, daß diese Folgen eintreten, so hat es eine Eule gesungen.

beliebt zu machen, übte er auf den Kapitän einen zwar unbemerkten, aber um so größeren Einfluß aus. Die Ansicht des ersten Steuermanns drang immer durch, wenn er sie, so wie in diesem Fall, steif aufrecht hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

In der guten frommen Stadt Stuttgart hat der Assessor K. ein Kind getiegt. Oder, um die Naturwissenschaften nicht zu verwirren, will ich sorgfältiger den Thatbestand dahin fixieren: Der Assessor K. wurde Vater eines Kindes.

Man weiß, wie viel Wert der Germane auf Familienfreuden und Kindererzeugung legt. Schon Tacitus hat das hervorgehoben. Und ist Mutterliebe das Süßeste und Jüngste, was die germanische Rasse kennt, so ist die Vaterschaft das Stolzeste, dessen sich ein deutscher Mann rühmen darf.

War demgemäß unser germanischer Assessor nicht glücklich zu preisen, daß es ihm gelungen, des höchsten aller Güter teilhaftig zu werden? Der Assessor K. in Stuttgart dachte anders; ihn belästigte die Vaterschaft und er schämte sich ihrer. So dunkel, wirr und undeutlich ist bisweilen das Seelenleben eines Assessors. Freilich hatte sich der zureichende Grund des Kindes außerhalb der Kirche und des Standesamts durchgesetzt: Fräulein Rosa war noch ein Fräulein, als der Assessor es zur Mutter machte. An diesem Umstand nahm die Sittlichkeit des rechtsbestimmten jungen Mannes Anstoß.

Das Kind entzog sich dem harten Konflikt der Pflichten auf eine für sein Alter höchst verständige Weise. Es war offenbar ein frühreifes Wesen und sein Verstand sagte ihm bald, was es vom Leben zu erwarten hätte. Darum starb es bereits wenige Monate nach seiner Geburt.

In der Todesstunde des jungen Geschöpfes fiel es der Mutter, eben jenem Fräulein Rosa, ein, daß es thatsächlich eines Assessors unwürdig sei, illegitim zur Vaterschaft zu gelangen. Und sie gelobte sich, dem Verlorenen die Ehre wiederzugeben, indem sie ihn heiratete. Die Zeitungen, die über den Fall berichten, geben allerdings ein andres Motiv des Mädchens an: Sie habe sich zugeschworen, daß der Assessor ihre Ehre wiederherstellen müsse — und zwar durch das Mittel einer amtlich beglaubigten Heirat —, indessen man wird zugesehen, daß, da es nach der gesellschaftlich geltenden Meinung unschädlich ist, daß ein Assessor außerehelich Vater wird, die Heirat weit mehr im Interesse des Mannes lag, der doch auf seine Beamtenqualität Rücksicht zu nehmen hatte.

Sicher ist, daß Fräulein Rosa kein Mittel unversucht ließ, um die Ehre des Assessors wieder herzustellen und ihm die Ehe anzubieten. Sie that es, indem sie ihn auf Schritt und Tritt verfolgte, sich als Schatten an seine Sohlen bestete; sie begleitete ihn wie ein Geheimer verdächtige Socialdemokraten, und keinen Ausflug konnte er unternehmen, ohne daß in unmittelbarer Nähe Fräulein Rosa sichtbar wurde. Außerdem erzählte sie jedem, der es hören wollte, daß der Assessor von ihr ein Kind gehabt habe.

Leider durchkreuzte der Assessor mit der gleichen Hartnäckigkeit alle diese Bemühungen, ihn ehlich zu machen. Der gefallene Assessor wollte verstockt in seiner Schande verharren und weigerte sich, durch die Ehe seine Reputation wieder zu erlangen. So eigensinnig und verblendend sind bisweilen deutsche Assessoren.

Aber der Assessor that noch ein übriges. Die opferwillige Liebe und Anhänglichkeit des Fräulein Rosa wurde ihm unträglich und er wandte sich schuchsend an die Gerichte. Anfangs gedachten die Herren Gerichtskollegen des Assessors mittels des groben Unfugparagrafen den Kläger von seiner Begleiterschaft zu befreien. Aber selbst dieses zu allem willige Ungetüm weigerte sich in dem Falle seine Dienste zu leisten; es wurde nicht als grober Unfug erklärt, daß Fräulein Rosa bemüht war, die Ehre des Assessors wiederherzustellen. Jedemoch:

Was nicht der grobe Unfug kam,
Das sieht man als Beleidigung an.

Das Stuttgarter Gericht konstatierte das Verbrechen der Beleidigung. Und zwar hatte nicht etwa der Assessor das Mädchen beleidigt, weil er ihm außerehelich ein Kind zugesügt und dann die Ehe verweigert hatte, sondern der Herr Staatsanwalt beantragte vielmehr gegen Fräulein Rosa sechs Monate Gefängnis wegen der „systematischen Kompromittierung eines angesehenen Beamten“. Die Strafkammer erkannte auf eine Gefängnisstrafe von 14 Tagen, weil Fräulein Rosa den angesehenen Beamten dadurch beleidigt habe, daß sie zu Dritten auferte, sie habe ein Kind von dem Assessor gehabt!

Mit dieser Gerichtsentscheidung haben wir endlich wieder ein neues Verbrechen erhalten: Die beleidigende Vaterschaft. Hatte Napoleon I. die Recherche der Vaterschaft verboten, um die Eroberungslust des Mannes durch die Unverantwortlichkeit zu beseuern und so genügenden Soldatennachwuchs zu sichern, so haben die Stuttgarter Richter einen neuen Rechtsgrundsatz aufgestellt, der besagt: die Erwählung der Vaterschaft ist beleidigend. Es ist diese trümmliche Bestimmung eine angemessene Ergänzung und Ausführung jener glorreichen Entdeckung

des Bürgerlichen Gesetzbuches, daß der natürliche Vater nicht verwandt mit seinem Kinde sei. Der Satz ist offenbar die Grundlage der Stuttgarter Entscheidung: Ist der natürliche Vater nicht verwandt mit seinem Kinde, so kann sich auch ein Assessor verbitten, daß irgend jemand eine solche Verwandtschaft behauptet. Es ist das die Behauptung einer nicht erweislichen wahren Thatsache, die geeignet ist, den natürlichen, aber nicht verwandten Vater verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen.

Für den Juristen ist damit der Fall glänzend erledigt. Für den natürlichen, aber mit dem Juristischen nicht verwandten Verstand wird die Entscheidung zu einem Marterquell des Unfasslichen.

Wie? Jeder Mensch, auch ein angesehenener Assessor, hat das Recht auf natürliche Vaterschaft. Wenn aber die Mutter die Thatsache wehrheitsgemäß behauptet, wird sie wegen Beleidigung verurteilt!

Es ist keine Schande, wenn ein Assessor auferheblich ein Kind kriegt. Aber es ist eine tödliche Beleidigung für ihn, wenn die Mutter sich zu ihrem Geliebten bekemt.

Ein Assessor wird nicht in seiner Carriere gestört, wenn er ohne Ständesamt ein Mädchen zur Mutter macht. Aber er muß in Interesse seiner Carriere geschügt werden davor, daß das Mädchen das süße Geheimnis verrät.

Ein Assessor wird keineswegs in seinem Ansehen gemindert, wenn er sich weigert, eine von ihm verführte Frau zu heiraten. Die Frau aber wird ins Gefängnis gesperrt, wenn sie den Anspruch auf Heirat erhebt und begründet.

Die That ist weder schändlich noch strafbar, aber die Behauptung der That ist sowohl höchst schändlich als auch höchst strafbar. Siehe da: die bürgerliche Sittlichkeit in einem Satz!

Darf hinfort nun noch ein Mädchen, wenn es die Alimentierung ihres Kindes gilt, dem Vormundschaftsgericht den Namen des Erzeugers offen nennen? Ist das nicht beleidigend, nicht geeignet, angesehene Männer zu kompromittieren? Und man stelle sich vor, daß Fräulein Rosa eine Generalstochter gewesen. „Wer ist der Verführer“ donnert der Vater. „Der Assessor K.“ flüstert das Fräulein weinend. Der General eilt zu dem Assessor: „Heiraten Sie meine Tochter oder ich schicke Sie nieder wie einen tollen Hund.“ Der Assessor K. aber lächelt spöttlich: „Ich kann Ihnen nur raten, Ihren Mund zu halten und das Gerücht nicht weiter zu verbreiten. Ich bin allerdings der Vater. Wenn Sie das aber öffentlich sagen, citiere ich Sie wegen Kompromittierung meiner Person vors Militärgericht. Das wird Sie ellich vertuaden! denn ich bin ein angesehenener Beamter!“

Fräulein Rosa war offenbar keine Generalstochter! . . .

Fräulein Rosa hatte ihre Gefängnisstrafe verbüßt. Kaum war sie heraus, da begann sie aufs neue, den Assessor an seine Pflicht zu mahnen und zu erzählen, daß er von ihr ein Kind gehabt habe. Da machte sich der Assessor auf und stoh nach Berlin. Das Fräulein folgte ihm. Diesmal wandte sich der Assessor nicht an die Gerichte, sondern an die Polizei. Und alsbald erhielt Fräulein Rosa den polizeilichen Anweisungsbefehl für Berlin und sämtliche Vororte. Sie wurde in der Zukunft als eine Person bezeichnet, die für die öffentliche Sicherheit und Moral gefährlich sei. Denn abgesehen von ihrer mittelmäßigen Lebensführung habe sie sich einmal einer Assessorbeleidigung schuldig gemacht. Nun habe aber das Oberverwaltungsgericht entschieden, daß auch eine Majestätsbeleidigung genüge, um die Begriffsbestimmung des Bagabunden-Gesetzes zu erfüllen, das gegen gefährliche Individuen die lokale Anweisungsbefugnis gewährt. Der Schutz, den der König genieße, müsse auch den Beamten des Königs zu teil werden. Folglich habe Fräulein Rosa unverzüglich Berlin und die Vororte zu verlassen. Das geschah dem auch!

Nun endlich war der Assessor frei und unbehelligt. Briefe, die Fräulein Rosa an ihn schrieb, ließ er uneröffnet zurückgehen. Nichts störte mehr sein Ansehen und seine Carriere. Bald wurde er Staatsanwalt, erster Staatsanwalt, Oberstaatsanwalt. Abgesehen von den Gerichtsferien verging kein Tag, an dem er nicht mindestens zehn Jahre Freiheitsstrafen beantragte konnte.

Als seine Haare an den Schläfen grau wurden, beschloß er zu heiraten. Er hatte eine junge Dame ins Auge gefaßt, die außer ihrer Schönheit nichts besaß. Obwohl nun alle ernsthaften Leute, Vater und Mutter voran, dem Mädchen zuredeten, den ehrenvollen Antrag anzunehmen, da sie dann ihr Lebenlang gut versorgt wäre, zögerte die Schöne; denn sie mochte den „alten Kerl“ nicht. Eines Morgens erzählte ihr ein Onkel die Geschichte von dem Stuttgarter Gerichtspruch, dessen Held der Oberstaatsanwalt in seinen jungen Jahren gewesen. Da zuckte ein eignes Leuchten über das Gesicht des Mädchens und zum allgemeinen Erstaunen erklärte sie: Ich werde ihn also heiraten. Am Abend desselben Tages aber küßte sie vor dem Schlafengehen das Bild eines bettelarmen, schwärmenden Studenten . . .

Die Hochzeit wurde mit allem staatlichen und kirchlichen Jubel Pomp und Prunk gefeiert. Nach der schicklichen Starengzeit erschien ein kleines wunderniedliches Mädel auf dem Plan. Der Oberstaatsanwalt war so glücklich, daß er an dem Tage doppelt so hohe Strafen beantragte, wie sonst.

Als aber die junge Mutter sich von ihrem Lager erhob, tanzte sie jubelnd mit dem Kinde herum, und kam einer von der Gewattertschaft zur Gratulation, so rief sie strahlend aus: „Das Aller schönste aber ist, daß ich meinen Mann nicht beleidigt

habe.“ Ob dieses dunklen Mädelwortes erstanten Bettlern und Wafen und sie drangen auf die Erklärung: „Aber das ist doch ganz einfach“, rief lustig lachend die junge Mutter, „ich habe kein Aufsehen nicht kompromittiert; denn das Kindlein ist nicht von ihm.“

Ein erstaunliches Summen und Raunen ging durch die gute Gesellschaft. Von Mund zu Mund lief das Wort: „Die Frau Oberstaatsanwalt hat ihren Mann nicht beleidigt, weil ihr Kind nicht von ihm ist.“

Bald erfuhr's auch der Herr Oberstaatsanwalt. Er raste vor Zorn. Als er seine Frau zur Rede stellte, lachte sie ihn aus und berief sich auf den Stuttgarter Spruch: Es sei doch für ihn gerichtsnotorisch beleidigend, wenn er von einer Frau ein Kind kriegt!

Der Herr Oberstaatsanwalt kaufte sich darauf ein Dugend Revolver und beschloß, die trenlose Frau und ihren Vuhlen niederzuschleichen. Da aber einerseits seine Gattin jede Anskunft über den wirklichen Vater verweigerte, andererseits es ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß es sich für einen Oberstaatsanwalt nicht gezieme, eine strafbare Handlung zu begehen, so verzichtete er auf die Quallerei und ließ sich von seinem Weibe scheiden. Außerdem aber verklagte er sie wegen Beleidigung!

Die geschiedene Frau Oberstaatsanwalt wurde rechtskräftig zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, weil sie einen angesehenen Beamten dadurch beleidigt hätte, daß sie zu Dritten geäußert, sie habe kein Kind von dem Oberstaatsanwalt gehabt. — Joc.

Kleines Feuilleton.

th. Bahnhof Alexanderplatz. Drüben, wo die Stadtbahn hält, steht das Leben den ganzen Tag nicht still. Zug auf Zug donnert in die Halle, Wagen auf Wagen. Eilt der eine hinaus, kommt schon der andre. Die Räder schüttern, der Boden dröhnt, phantastische Gestalten malt der weiße Rauch an Wand und Decke. Auf dem Fernbahnhof ist es stiller, halbe Stunden vergehen, ehe ein Zug einläuft. Wer den seinen verpaßt hat, muß lange warten. Er kann nicht gleich mit dem nächsten fahren, sie flattern hier nach allen Windrichtungen auseinander. Weit her kommen sie: von Ost und West, von Ungarn und vom Rheine her. Weit hin eilen sie: nach Paris und Petersburg, nach London und nach Varna und weiter noch.

Und Menschen kommen und gehen. Was für Menschen? Keine Dugendgestirter, aber ganz und gar nicht!

In den oberen Klassen allerdings, da wo man in bequemen Schlafwagen auf eleganten Plüschbänken fährt, da allenfalls. Dieses „gute Publikum“ bleibt sich immer gleich, ob es aus Frankreich oder Deutschland kommt. Es trägt elegante Toiletten und thut riesig vornehm. Die Damen schauen gelangweilt auf das Bahnhofstreiben, die Herren jehen kaum von ihren Zeitungen auf, nur wenn sie Bier laufen wollen, oder ganz und gar ausschlafen müssen, richten sie sich empor aus ihren sammetnen Polstern. Besonders ist nicht darunter.

Sin und wieder zwar doch eine glutäugige Ungarin, eine blaßblonde englische Miß, auch wohl ein Serbe oder ein lebhafter Franzose; die Leute sehen ihnen nach und staunen, aber es sind und bleiben Ausnahmen.

Bei den übrigen Wagen ist das ganz anders. Dritter Klasse, vierter Klasse: was bekommt man da nicht alles zu sehen! Das Leben! Wie ein aufgeschlagenes Buch liegt es da, und die Seiten lehnen sich von selber um, man braucht nicht einmal zu blättern.

Jede Seite zeigt ein andres Bild.

Donnemd fährt der Zug in die Halle; nach Osten geht er: „Nach Schlesien“ zeigt der Weiser. Nach Schlesien, irgend wo da unten hin nach der polnischen Grenze; Kester liegen da, die kein Mensch kennt.

Das junge Mädchen schlüchzt, während sie den Koffer in den Wagen schiebt. Sie schlüchzt herzbrechend. Die Mutter klopf ihr tröstend auf die Schulter: „Aber Miezelen, is ja doch 'ne gute Stelle, die De kriegst, und ich schreib' Dir ja auch alle Woche.“ Ihre Stimme zittert.

Das junge Mädchen schlüchzt noch lauter, aber sie wehrt der Mutter Hand: „Laß' doch man, Mutter, des is es ja ja nicht, aber nu da unter die Polladen, und elektrisches Licht jiebts da nicht, und niemals kann man mehr tanzen jehen nach de Hasenheide!“

Der Mann mit der zerklumpten Fada geht ganz langsam. Tiefgebeugt, als schleppte er Centnerlasten, trägt er sein armjeliges Bündel. Einen langen Blick wirft er durch die Bahnhofsfenster auf die Stadt zurück — auf Berlin.

Oh Berlin! Was liegt in diesem Blick! So viel Hoffnungen, die sich zerstückelten, so viel Wünsche, die sich nie erfüllten. Oh, Berlin!

Die kleine Dame mit den vielen Paketen rennt, rennt aber sehr gravitatisch, jeder Laufschrift noch repräsentierende Würde, Beamtenfrau aus Kleinstadt, muß sehr rechnen, spielt aber doch eine Rolle im Rest.

Die beiden Frauen auf der Bank sehen ihr nach und lachen: „Du, die und ihr Sammetcapes, die passen zusammen.“

„Wie saurer Geruch und Schlaglahne.“

„Det Kleid und der Hut sind von Anno Toback und nich mal feiner, und nu det elegante Sammetcapes, neuste Mode und sogar

Netz is noch drinn rum, det hat seine süßig Märker jekost', wie's neu war."

"Ja, wie's neu war, is aber nich mehr neu."

"Nee, wießt, wo se det her hat? Ganz entschieden von'n Trüdelstrigen, da kriegt man die Dinger for sieben Mark, aber in Posenmudel thut se sich nu dide mit ihr „leures Sammlerces" aus Berlin."

„Ab-fahr'n!" schreit der Perronbeamte.

Stechend und pustend fährt der Zug aus der Halle.

Aber neuezüge fahren ein. Lange Wagen voll russischer Auswanderer. Dicht zusammengepfercht sitzen und stehen sie in der jammervollen vierten Klasse. An die schmalen kleinen Fenster drängen sich ihre reisemüden Gesichter. Merkwürdige Gesichter, niedrige Stirnen, knochige Nügel, in den Augen ein Ausdruck halb Hoffnung, halb Schen, Hoffnung auf Freiheit, Schen vor der Armut, der sie eben entronnen sind, selbst die Kinder sehen mit dieser Schen in die Welt.

Drüben bei dem Ausgang lachen und schwatzen sie, Landvoll ist es oben aus Ostpreußen: stämmige Burschen, dralle Mädchen. In Bündeln und Päckchen, in roten Tüchern und hohen Kiepen tragen sie ihre Habe. Vermliche Habe, aber die Augen leuchten und es ist ein Gejuch und Gejuchel unter ihnen; laufend fast eilen und springen sie die Treppe hinab.

„Nach Berlin!"

Die kleine hübsche Blonde lacht hell auf: „Na det soll mir passen, Tüßeln buddeln aufs Jut for Froschens dreie 'n Dag. Nee id such' ma'n Dienst in Valin, da jieht's Geld."

„Wille Geld — hat min Modder sagt."

Die Burschen stimmen jubelnd ein: „wille Geld!"

„Und keene dredigen Tüßeln und olle Modderarbeit aufs Land."

„Und frei is man, nich wie auf de Jüter!"

„Frei!" Ein Zauchzer tönt aus frischen Kehlen.

Und so steigen sie die Treppe hinab in den brausenden Lärm der großen Stadt.

Mit ihren Hoffnungen und Wünschen, mit ihren zukunftsreichen Plänen.

Nach Berlin! —

— **Das Aufbewahren der Zwiebeln.** Obergärtner A. Eliwa schreibt in der Wochenschrift „Merkus": Vorbedingung zu einer guten Ueberwinterung ist, daß die Zwiebeln im richtigen Reisezustande geerntet werden. Dieser kennzeichnet sich dadurch, daß der Zwiebelhals weich ist und die gelblichen Nöhre sich niederlegen. Ueberreif gewordene Zwiebeln schlagen bei feuchtem Augustwetter sofort Wurzel und faulen dann über Winter ebenso leicht, wie nicht ausgereifte.

Bei ungleichmäßig eingetretener Reife hat demgemäß die Ernte mit Auswahl zu erfolgen. Nachdem die reifen Zwiebeln bei trockenem Sommerwetter auf dem trockenen Erdboden dünn ausgebreitet und mehrfach gewendet, bei nassem Wetter in einem luftigen Schuppen oder Boden nachgetrocknet wurden, zum Teil auch wohl mit zusammengebundenem Kranke luftig und sonnig zur Nachreife aufgehängt waren, sind sie etwa im November zu reinigen und zu sortieren. Kleine Vorräte steckt man danach in Rege und hängt sie frostfrei, aber nicht zu warm, jedenfalls in einem trockenen Raum auf. Große Mengen schüttet man in 40 bis 50 Centimeter hohe Haufen in frostfreie Räume; sind letztere nicht ganz frostfrei, so werden bei Frostwetter Säcke über die Haufen gelegt und diese mit Sen bedeckt. Dann läßt sich allerdings nicht vermeiden, daß die Zwiebeln in „Schweiß" geraten. Bei milder Luft ist deshalb die Decke zu entfernen, Zugluft zu veranlassen und wiederholt ein Umschaukeln zu besorgen, bei welcher Gelegenheit alle fauligen, weichen Stücke auszulesen sind. Auch kleinere Vorräte sind im Winter durchzugehen. Sollten Zwiebeln angefroren sein, so dürfen sie nicht berührt werden, sondern erst, nachdem sie ohne weitere Maßnahmen möglichst langsam aufgetaut sind. —

SittcrarischeS.

— n. **Felig Hübel:** „In einer Winternacht." Eine Gespenstergeschichte. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. — Die Geschichte spielt in einem württembergischen Dorf und behandelt das alle Thema von dem Mädchen, das einen andren heiraten soll, als den, den sie lieb hat. Der Rechte kommt aber noch im letzten Augenblick — am Hochzeitstage. Selbst entschlossen entföhrt er die Braut. Die angetrunkene Hochzeitgesellschaft setzt den Flüchtlingen nach und eine Pistolenkugel tölet das Mädchen. Der Entführer entkommt, und niemand hat ihn wieder gesehen.

Der Stoff wäre somit etwas AlltäglicheS. Nicht aber die Form, die Art, mit der die Erzählung vorgetragen wird. Auf seinen ersten zwanzig Seiten ließ sich das Buch lesen wie eine mittelmäßige Kalendergeschichte an. Dann aber kommt etwas UnheimlicheS in die Erzählung, etwas das zwischen den Zeilen steht, und den Leser packt, daß er das Buch in eine Ecke schleudern möchte. Und doch muß man es zu Ende lesen. Mit einer brutalen Kunst wird die Handlung in kurzen, nur andeutenden Strichen skizziert, und somit der Phantasie des Lesers der denkbar weiteste Spielraum gewöhrt. Die Art der Mittel, mit denen der Autor zu wirken sucht, erinnert lebhaft an Edgar

Allen Poe, mit dem er auch das Unheimliche und Faszinierende gemeinsam hat. —

GeographischeS.

— Der Umfang der noch unerforschten Gebiete Kanadas beträgt, wie der „Globe" einem Berichte des Direktors der Geological Survey des DominionS entnimmt, zur Zeit mehr als ein Drittel des Gesamtareals, so daß man mit Recht behaupten kann, daß die Erforschung Amerikas in den letzten 50 Jahren schnellere Fortschritte gemacht hat, als die Britisch-Nordamerikas. Abgesehen vom Südosten und Süden Kanadas ist kaum mehr als die Flüsse und Seen bekannt, während zwischen diesen ungeheure Flächen sich ausdehnen, die noch nie eines Forschers Fuß betreten hat. Von den 3 235 000 Quadrat-Kilometer unerforschten GebieteS kommen 765 000 Quadrat-Kilometer auf die arktischen Teile, von denen nur die Küsten notdürftig aufgenommen sind. Es giebt darunter unerforschte Stellen, die zweimal so groß sind wie Schottland, ja das doppelte Areal Englands umfassen. Selbst an der Südküste der Hudsonbai trifft man zwei Stellen von 38 000 und 57 000 Quadrat-Kilometer unerforschten GebieteS, während südlich und östlich der Jamesbai, also in der Nähe der dichtest bevölkerten Teile Kanadas, noch 80 000 Quadrat-Kilometer zu untersuchen wären. Auf der Insel Labrador harren im ganzen noch 748 000 Quadrat-Kilometer — ein Gebiet, doppelt so groß als die britischen Inseln — der ersten Untersuchung. Nur einige, namentlich durch Löwe aufgenommene Flüsse ziehen sich als bekannte Linien ins Innere hinein. —

HumoristischeS.

— Höchste Faulheit. Bauer: „He, Sepp, hast' den Sad Haber 'neing'fahr'n zum Bräu?"

Sepp (schweigt).

Bauer: „Du, Sepp, hast' net g'hört: Ob D' den Sad Haber 'neing'fahr'n hast zum Bräu?"

Sepp (schweigt).

Bauer: „Kreuzbombeelement! Was wär' denn döS? Ob D' den Sad Haber 'neing'fahr'n hast zum Bräu, hab' i g'ragt?"

Sepp (lacht).

Bauer: „Warum red'st denn nacher nig?"

Sepp: „I' hab halt g'rad' mei' Maul so schön zug'habt!"

— **Summarisch.** Bekannter: „Nun, was giebt's denn diesen Abend bei Ihnen, Herr Direktor?"

Schmierendirektor: „Die Jungfrau von Orleans und Erbsenjuppe mit Schweinsöhren!"

— **Ausgewichen.** „Herr Wirt, da schwimmt ja eine Fliege in meinem Bier herum!"

„Nicht möglich! . . . Wo das Thierl das nur gelernt hat!" — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Otto Sommerstorff hat sich dem Deutschen Theater aufs neue bis zum Sommer 1904 verpflichtet. —

— **Jbiens „Wildente"** geht am 19. Oktober neu einstudiert im Deutschen Theater in Scene. Elie Lehmann spielt die Gina, Bassermann den Hjalmar Eidal. —

— Das „**Vunte Brett!**" (Alexanderplatz) veranstaltet heute nachmittag seine erste Sondervorstellung, bei der die beiden literarischen Parodien „Vibamus" von Otto Erich Hartleben und „Der Veterinärarzt" von Hauns v. Gumpenberg zur Erstaufführung gelangen. Eingeleitet wird die Vorstellung durch den Einakter „Sturmwind" von Henriette Lyon. —

— **Adolph P'Arronges** Lustspiel „Die Wohlthäter" erlcht am 17. Oktober im Hamburger Thalia-Theater seine erste Aufführung. —

— Die öffentliche Hauptprobe zum 1. Philharmonischen Konzert unter Arthur Nikisch's Leitung und solistischer Mitwirkung von Teresa Carreno findet heute, mittags 12 Uhr, in der Philharmonie statt. —

— Die zertanzten Schuhe, eine Operette von Leopold Hasekamp, ist vom Central-Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Ueber die Bedeutung des jetzt so viel gebrauchten Wortes **Khali** klärt Dr. Hubert Janzen auf. Khali, schreibt er, worin das Kh wie deutsches ch in Nachte gesprochen wird, ist ein persisches Wort und heißt „Staub". Das davon gebildete Adjektiv **Khali** (chali) heiße „staub-, erdfarbig". Beide Wörter gehören auch, als persische Lehnwörter, zum Sprachschatz des nordindischen Hauptidioms, des Hindostani oder Urdu. Die von den Engländern erprobte Erdfarbe der Soldatenkleidung wurde von den einheimischen Soldaten Nordindiens mit dem entsprechenden Worte **Khali** bezeichnet; selbstverständlich kann dies nur die Farbe bedeuten. Zergerweise wurde es auch auf den Stoff übertragen. — (Globe.)

— Der höchste Schornstein in Deutschlands befindet sich, wie uns von seinem Erbauer H. A. Heimide mitgeteilt wird, bei Freiberg i. S.: es ist der 140 Meter hohe Schornstein der Halsbrücker Schmelzhütte. —